



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Etwas von Verlegernöten; an die Schulvorstände. Der Verleger dieser Blätter hat, wie deren Leser aus den Anzeigen auf den Umschlägen der Hefte, wenn nicht von den Büchern selbst her wissen, eine Anzahl Anthologien gedruckt. Es war ein Liebhaberunternehmen, d. h. zunächst gereichte es den Herausgebern wie dem Verleger zur größten Freude, die Sammlungen zu veranstalten und dann die Bücher so nett und gebiegen, als es in dem gegebenen Rahmen möglich war, auszustatten. Es lag ihnen allen daran, solche Bücher zu schaffen, wie sie ihnen selbst ein Bedürfnis waren, und wie sie sie anderswo nicht fanden. Denn das, was von derartigen Büchern auf dem Markt zu haben ist, ist mit wenig Ausnahmen jämmerlicher Schund. Es lag ihnen aber auch daran, daß andre an den Büchern Freude haben sollten, und ganz besonders daran, daß sie läuternd und erziehend auf den Geschmack des heranwachsenden Geschlechts wirken möchten.

Die Bücher haben denn auch einen schönen Erfolg gehabt. Wo den Herausgebern an einem anerkennenden Urteil gelegen sein konnte, da ist es ihnen zu teil geworden. Alle Zeitschriften und Zeitungen von Belang, alle Kritiker von Urteil und Geschmack haben sie so herzlich willkommen geheißen, wie es nur gewünscht werden konnte. Aber in Einem hat sich der Verleger getäuscht: der Eingang im Publikum geht lange nicht so rasch von statten, wie er gehofft hatte. Woran liegt das? Zum Teil daran, daß die Bücher ihrer kostbareren Herstellung wegen nicht zu ganz billigen Preisen abgegeben werden können. Dies fällt aber doch nicht stark ins Gewicht, weil es Leute genug giebt, denen es auf eine Mark weniger oder mehr bei einem guten Buche nicht ankommt. Zum Teil an der Überproduktion, die den Markt überschwemmt. Aber es ist nicht Überproduktion an Gutem, was den Markt überschwemmt. Die jährlich erscheinenden guten Bücher lassen sich zählen. Aber — und da sitzt der Haken — es scheint niemand da zu sein, der sie zählt! Die Besprechungen der Blätter kommen den Leuten rasch aus den Augen. Wer auch auf sie geachtet hat, weiß bald nicht mehr, wann er einmal ein solches Buch kaufen will, welches gelobt worden war, er geht in den Laden und fragt den Buchhändler, und nimmt, was der ihm rät. Ein guter Buchhändler rät ihm nun auch das Gute, und wir haben manchem guten Buchhändler dafür zu danken, der uns freundlich unterstützt und sich für unsre Bücher verwendet hat. Aber diese guten Buchhändler, die ein Urteil haben über das, was auf den Markt kommt, sind wieder auch bald gezählt, wie die guten Bücher selbst. Es ist ein Fluch für den ernsthaften Verleger, daß er sich nur auf eine kleine Zahl umsichtiger Sortimentere stützen kann, deren Wirkungskreis und Wirkensmöglichkeit verhältnismäßig gering ist, weil er, wie er der Flachheit des großen Publikums gegenüber steht, gegen eine große Konkurrenz anzukämpfen hat, die so flach ist, wie das große Publikum selbst. Eine flache Produktion, ein flaches Publikum, ein flacher Buchhandel — es muß sich gegenseitig erzeugen. Und an ihren Thüren klopft man vergeblich an. Man schießt seine Bücher hinaus und erntet statt Dank Grobheiten; den meisten ist's eben ein Argerniß, Bücher zu erhalten, die vertrieben werden sollen und nicht von selbst gehen. Was es ist, ist ihnen vollständig farsimentum,

ob gut oder schlecht, wenns nur leicht verkäuflich ist; drin stecken kann der Sortimenter nicht in dem, was er verkauft; wer damit hineinfällt, hätte sich ja selbst versehen können und sich vergewissern, was kaufenswert ist. Soll etwa der Buchhändler Träger der Kultur sein?

Der Verleger, der seine Erfahrung gemacht hat, sinnt nun nach, wie er an sein Publikum hinkommen kann. Und so ist denn auch der Verleger unsrer Anthologien, der diese Beichte ablegt, auf einen schönen Einfall gekommen. Es ist den Büchern mehrfach in den Rezensionen nachgesagt worden, daß sie sich sehr gut zu Prämien für die reifen Schüler höherer Lehranstalten eignen würden. Der bisherige Absatz sagt ihm, daß sie zu diesem Zweck wohl noch kaum Verwendung gefunden haben können. Wahrscheinlich sind sie den Schulvorständen noch ganz unbekannt. Es wird nur darauf ankommen, sie ihnen vorzulegen, sie werden dann die beste Beachtung und Unterstützung finden, wie sie verdienen. Ein paar Hundert sind von den Büchern auf Lager, die nimmt der Verleger, packt sie in Pappkästchen und schickt sie mit einem höflichen Schreiben an die Direktorate einer entsprechenden Anzahl von Gymnasien und Realgymnasien — das war vor wenigen Tagen.

Der Erfolg war verblüffend! Der Verleger steht soeben mitten in der Rückflut der Pappkästen und Anthologien. Es kommen wenige mit einer höflichen Bemerkung, die meisten mit der Aufschrift: „Wird nicht angenommen,“ etliche mit Grobheiten, etliche gar nicht, dafür die Einladung, sie wieder abholen zu lassen. Hineingeblickt hat fast keins der Direktorate.

Die Sache wäre amüsant, wenn sie nicht ihre gar so schmachliche Seite hätte: nämlich die, daß sie dem Verleger der Grenzboten begegnet. Zu erklären ist sie vielleicht damit, daß die Direktorate öfter unwillkommene Sendungen erhalten und sich deshalb lieber alles unbesehen vom Halse halten, was sich uneingeladen einstellt. Aber der Verleger dieser Blätter, die mit solcher Freigebigkeit ihre Spalten allem geöffnet haben, was in den Schulnöten Einlaß bei ihnen begehrte, ja dies so weit gethan haben, daß zu befürchten war, es möchte ihnen nicht in Direktoren sitzenden Lesern bisweilen zu viel des Guten werden, nur um der Sache förderlich zu sein, er konnte doch wohl auf einen andern Willkommen rechnen.

Wir soll wieder einer mit Schulartikeln kommen!

J G

Eine Volksschulfrage. Bei H. Nisiel in Hagen ist schon vor mehreren Monaten ein Schriftchen erschienen unter dem Titel: Wohin steuern wir? Sozialpolitik oder Humanitätsdusel? Zugleich ein Versuch eines Beitrages zur Geschichte des Bergarbeiterstreiks und des Ausfalls der diesjährigen Reichstagswahlen nebst einer Schlußbetrachtung über die Folgen des Rücktritts des Fürsten Bismarck. Von einem alten Gewerken. Wie man aus dem langen Titel sieht, hat man es hier mit einer Äußerung jener pessimistischen Stimmung zu thun, von der sich die Grenzboten nie haben überwältigen lassen, und die ja wohl auch an ihren Ursprungsorten schon im Schwinden begriffen ist. Das Schriftchen ist also eigentlich bereits veraltet. Wir erwähnen es nur eines einzelnen Punktes wegen. Zu den mancherlei Dingen, die dem Verfasser verbesserungsbedürftig erscheinen, gehört auch die Volksschule. Er tadelt die übertriebenen Ansprüche, die Anzufriedenheit der Volksschullehrer, die Beteiligung vieler von ihnen an der politischen Agitation und findet die Leistungen der Volksschule ungenügend sowohl in der Erziehung wie im Unterricht. Auf S. 83 heißt es: „Kurz zusammengefaßt können wir uns dahin resolviren(!), daß die Ausbildung in den Dorf-, Volks- und Ele-

mentarschulen während des langen Zeitraumes von acht Jahren eine geradezu erbärmliche ist. Manche Mutter mit mäßiger Schulbildung, die sich regelmäßig ihren Sprößlingen eine halbe Stunde täglich widmen kann, erzielt in drei bis vier Jahren durchweg bessere Resultate(!) als die Volksschule. Wir haben in dieser Beziehung eingehende Studien gemacht und namentlich von Buchdruckereibesitzern in Industriestädten gehört, daß eine kurze viertelstündige Prüfung konfirmirter Knaben, die sich als Schriftsetzerlehrlinge melden, haarsträubende Resultate(!) ergibt."

So ganz allgemein gehalten, ist dieses Urteil entschieden zu hart; aber etwas Wahres ist daran. Wir haben zweimal kurz hinter einander folgende Erfahrung gemacht. In zwei Blättern, deren Leserkreise nicht zusammenfallen, wurde das Bedenken geäußert, ob nicht die allzulange und allzuanhaltende Beschäftigung der Kinder der untersten Volksschichten mit geistigen Arbeiten sie ungeschickt und unlustig zu den niedrigen und teilweise sehr unangenehmen körperlichen Verrichtungen ihres zukünftigen Berufes mache, und ob nicht die methodische Gewöhnung an das Nachdenken geradezu sozialdemokratische Grübler erziehe; es sei doch am Ende genug, daß der Mittelschlag und die Unbegabten Lesen, Schreiben, Religion und das elementarste Rechnen lernten, wenn nur den Begabteren der Zugang zu einer höhern Ausbildung nicht verschlossen würde. Sofort trat in jedem der beiden Blätter ein Volksschullehrer diesen Bedenken mit der spöttischen Bemerkung entgegen: man sehe wohl, daß der Herr von der Schule so viel wie nichts verstehe; mehr als das, was er für hinreichend erkläre, lernten ja die Schüler auch jetzt nicht; die Lehrer seien schon froh, wenn dieses Ziel unter normalen Verhältnissen erreicht würde; verlernt werde das mühsam Eingebläute ohnehin wieder bis zur Militärzeit. Nun, wenn die Lehrer es selbst sagen, dann müssen wirs wohl glauben. Dann sind wir aber auch berechtigt, zu fragen, ob diese Leistungen der Volksschule im richtigen Verhältnis stehen zu der aufgewandten Zeit und Mühe. Daß dasselbe Ziel mit geringerm Zeitaufwand früher erreicht wurde und in andern Ländern, wie in Amerika, noch heute erreicht wird, steht fest. Werden vielleicht die Kinder im Laufe der Jahrhunderte immer dümmere, oder sind sie in Deutschland dünner als anderswo? Wir legen Wert darauf, daß die tadelnde Stimme aus nationalliberalen Kreisen stammt, denn diesen gehört der „alte Gewerbe“ ohne Zweifel an. Bei den Liberalen Deutschlands und Österreichs ist nämlich das Verlangen nach möglichst viel Schulzwang und möglichst langer Schulzeit förmlich zur Krankheit geworden. Sie haben sich beinahe abgewöhnt, den Schulbesuch als Mittel zum Zweck anzusehen, und in den Gedanken hineingelebt, es sei an sich unbedingt notwendig, daß jedes Kind vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre wöchentlich 30 bis 32 Stunden in der Schule sitze und außerdem 14 bis 20 Stunden lang Schularbeit mache, auch wenn nachgewiesen werden könnte, daß der junge Mensch in der halben Zeit mehr lernen würde, was gar nicht so unmöglich und unvernünftig ist, wie es klingt. Diese Schulsucht unsrer Liberalen, d. h. unsrer Städter, erklärt sich aus ihrer langjährigen Feindschaft gegen die Gutsbesitzer, die sich bei uns die konservative Partei nennen, und gegen die Geistlichkeit, welche beiden Ständen entweder der Schulzeit überhaupt oder wenigstens Nachsicht in der Bestrafung der Schulversäumnisse bei schwierigen örtlichen oder Familienverhältnissen zu empfehlen pflegen. Nun kann es ja sein, daß die Liberalen Recht haben, wenn sie darin die Absicht wittern, das Volk zu verdummen; vielen Gutsbesitzern und Pfarrern liegt in der That nichts daran, wenn die Leute gar zu gescheit werden (manchen Fabrikbesitzern, Geschäftsleuten und namentlich

den Gründern gewisser Aktiengesellschaften und den Leitern gewisser Geldinstitute allerdings auch nicht). Aber anzunehmen, daß es das Verdummungsstreben allein sei, was sich gegen die allzuweite Ausdehnung des Schulzwanges sträubt, ist doch unrichtig und ungerecht; Rücksichten auf die Anforderungen des praktischen Lebens, auf das leibliche und geistige Wohl der Kinder und sogar sehr beachtenswerte pädagogische Erwägungen wirken auch mit.



Litteratur

D. Friedrich Lücke, Abt zu Bursfelde und Professor der Theologie zu Göttingen (1791 bis 1855). Lebens- und Zeitbild aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Von F. Sander, Regierungs- und Schulrat. Hannover-Linden, Karl Manz, 1891.

Diese Lebensbeschreibung eines hervorragenden Mannes und großen Theologen macht einen gediegenen und wohlthuenden Eindruck. Wenn man die kritische Seite zu wenig berücksichtigt findet, so liegt das einmal darin, daß der Verfasser durch verwandtschaftliche Bande mit dem Helden seiner Biographie verbunden war, sodann auch darin, daß Lücke noch nicht lange genug der Geschichte angehört, um genau beurteilt zu werden, zumal von seiten eines Biographen, der Lückes Studien bei seinen andersartigen Berufsaufgaben nicht völlig würdigen kann. Dafür werden wir überall durch lebendige Mitteilungen aus Briefen in eine anziehende Entwicklung Lückes und der Seinigen hineingestellt, auch in einen geschichtlichen Zusammenhang und kulturgeschichtliche Verhältnisse, die für uns Zeitlebende großen Reiz haben. Erst als Student der Theologie in Halle entschloß sich Lücke, die akademische Laufbahn zu ergreifen und sich zu diesem Zwecke nach Göttingen zu wenden. Vier Jahre später trieb ihn besonders die Bewunderung für Schleiermacher an, einige Jahre nach Berlin zu gehen, von wo er als Professor der Theologie für die neue Universität Bonn (1819) bestimmt wurde. Dort blieb er aber nicht sehr lange (1818 bis 1827), in Göttingen fand er die Höhe seiner Wirksamkeit und seinen Lebensabend.

Es ist ein sehr bewegtes inneres Leben voll von Kämpfen und Anfechtungen, das sich in diesem einfachen Rahmen darbietet. Wir befinden uns, wenn wir die mit Lücke in brieflicher und persönlicher Verbindung stehenden Männer aufzählen, in bester, vornehmer Gesellschaft, ich nenne nur Schleiermacher, Hoßbach, Ritzsch, Sack, Brandis, Bunsen, Twisten, Dtfried Müller und Julius Müller, De Wette und Neander. Zu den Anfechtungen, die dem trefflichen Manne nicht erspart blieben, gehörten namentlich die Feindseligkeiten, die zwischen ihm oder der ganzen Fakultät und der sehr lutherisch gerichteten Mehrheit der hannoverschen Geistlichkeit (Petri und Konforten) ausbrachen. Denn wiewohl Lücke unter denen war, die die Theologie vom Rationalismus zum Kirchenglauben geführt hatten, wollte er doch nicht die Freiheit der Forschung um des Kirchenbekenntnisses willen preisgeben. Auch über diese Leiden ist Lücke glücklich hinübergeführt worden.